

Österreichische Soziologie im globalen Wettbewerb – ein transatlantischer Blick zurück und in die Zukunft¹

Karin Knorr-Cetina

Zusammenfassung: Der Beitrag analysiert die Besonderheiten unterschiedlicher soziologischer Kulturen in Österreich, Deutschland und in den USA aus der Perspektive einer quasi teilnehmenden Beobachterin auf Grundlage einer internationalen langjährigen wissenschaftlichen Karriere in allen drei Ländern. Ein Spezifikum für Österreich ist die große Bedeutung politischer Parteien oder allgemeiner einer Beziehungsgesellschaft für das „wissenschaftliche Belohnungssystem“. Die Landesgröße Deutschlands ließ einen spezifisch deutschen Diskurskontext entstehen. Die universitäre Organisation lässt sich als Status-Gremienuniversität beschreiben, deren Regulierung mit großem normativ-bürokratischem Aufwand verbunden ist. In den USA herrscht demgegenüber ein kompetitives Humboldt-Modell vor, basierend auf einem Wettstreit am Markt um die besten Studierenden und einer Individualisierung im Wettbewerb um Leistungsanerkennung.

Austrian Sociology in a Global Competition: A Transatlantic View Back and into the Future

Abstract: Based on the background of long-term professional personal experiences the chapter analyzes the peculiarities of the different sociological cultures in Austria, Germany, and the USA. Characteristic for Austria is a significant influence of political parties, or, more generally, of social networks for the scientific reward system. The size of the state of Germany allowed for the establishment of a specific self-sufficient German sociological discourse. Universities are organized on the basis of status groups. Its regulations require considerable regulative-bureaucratic efforts. A competitive Humboldt-model is characteristic for universities in the USA, based on market competition for the best students and individualization of the recognition of achievements.

1 Tanskription des Plenarvortrages vom 1.10.2015; Zusammenfassung/Abstract vom Herausgeber

Ich freue mich riesig, dass ich hier bin. Ich bin immer wieder einmal in Österreich, aber nicht oft genug und sicherlich nicht zu solchen Gelegenheiten und ich danke insbesondere dem Rektor der Universität hier und natürlich Herrn Staubmann für die Einladung und die Organisation der ganzen Angelegenheit.

Ich muss mich am Anfang gleich mehrfach entschuldigen, erstens weil ich gelegentlich auf Deutsch stottere und natürlich auch auf Englisch stottere – wenn man im Ausland ist, kann man dann beide Sprachen irgendwann nicht mehr. Also im Voraus eine Entschuldigung dafür. Auch vielleicht dafür, dass – und darüber bin ich etwas nervös – der Vortrag auch einiges an Kritik enthalten wird. Zu dieser Kritik können Sie dann sagen „sie ist falsch, oder das ist überholt.“ Die Kritik kommt daher, dass Herr Staubmann mich ersucht hat, eher einen reflexiven Vortrag zu halten und nicht einen wissenschaftlichen – nicht einen Forschungsbericht hier zu machen, und das werde ich auch nicht tun – eine Art Durchgang durch die drei Universitätslandschaften in denen ich länger tätig war, einerseits natürlich Wien und Österreich, dann aber Deutschland, Bielefeldt vor allem und Konstanz, und nun Chicago. Ein Grund für meine Freude ist auch, Arthur Stinchcomb fragte das einmal, ob man die Mütter und Väter der Soziologie vergessen sollte, er fand: „Man sollte das nicht“ und ich finde, man kann sie auch gar nicht vergessen. Worüber ich mich freue, ist ein paar meiner Mütter und Väter und Brüder und Schwestern hier wieder zusehen und ihnen auch persönlich danken zu können. Ich denke zum Beispiel an das Institut für Höhere Studien, Herrn Pelikan, Helga Nowotny, die ja nicht hier sein wird, Herrn Strasser, aber auch Kolleginnen und Kollegen wie Marina Fischer und Peter und Eva Kreisky, ich weiß, dass nicht mehr alle am Leben sind, Hansjörg Zilian natürlich, und auch im Wissenschaftsministerium gab es interessante Gespräche mit Herrn Höllinger, der ja nun wieder das Institut für Höhere Studien leitet, insofern ändert sich auch wieder nicht so viel – diese Gelegenheit, die sie mir gegeben haben auch Danke zu sagen, die möchte ich hervorheben.

Nun beginnt der Rückblick. Ich versuche einerseits, aber mit konkreten Beispielen und nicht mit abstrakten, etwas einzugehen auf die jeweilige Wissenschaftskultur in den drei Ländern, die ich nannte, aber auch auf Strukturbedingungen. Das heißt, was ist mir als Beobachter in diesen Ländern, in gewisser Weise ja immer auch als Fremder, aufgefallen? Wenn man von Graz nach Wien kommt ist man ja auch ein Fremder, zunächst wird man so angesehen. Was ist mir als Fremde aufgefallen? Natürlich ist das kein Gesamtüberblick über das Gesamtsystem, sondern es sind – sozusagen – Schlaglichter auf bestimmte Gegebenheiten in Österreich. Insbesondere Dinge, die mich dann auch irgendwo weggetrieben haben, also da war auch ein Push-Faktor da, nicht nur ein Pull-Faktor, und ein bisschen davon ist mit dem Titel, der noch genauer erklärt wird, „Selbstprovinzialisierung“, eingefangen.

Ich habe in Wien studiert und Wien war immer noch Zentrum und ist es wahrscheinlich heute noch. Wien war Zentrum, aber ein etwas „verblühter Garten der Kreativität“ wenn man es vergleicht mit der Zeit von Wittgenstein, Freud und vielen anderen, von Musil und Trotzki und Schönberg und Mahler und so weiter, dann war es ein etwas „verblühter Garten der Kreativität“,

aber es war schon noch ein Garten, es war ein wirkliches Zentrum. Es hatte ein paar Aspekte, die ich damals interessant fand, auch heute noch interessant finde, aber ich weiß nicht, ob sie noch in der Form vorhanden sind. Es hatte eine gewisse Theatralität und das war mehr als die Goffmannsche *Presentation of Self in Everyday Life*, man hatte eher den Eindruck, als wäre die künstlerische, die reichhaltige künstlerische Vergangenheit von Wien in das Alltagsleben eingedrungen.

...

Ich habe so viele Freunde gehabt, die Episoden erlebt haben, die man der Literatur und dem Theater hätte entnehmen können. Das hat meine Beobachterposition gestärkt. Und es gab auch eine Öffentlichkeit um das Theater, öffentliche Diskurse, „wie dieser Schauspieler gestern Abend gespielt hat“, darum ging es, es ging sehr viel um Musik, es ging häufig um Theater und Künste. Eine solche Gesprächskultur, das fand ich nicht in Bielefeld und nicht in Chicago. Aber es gab auch einige Dinge, die mir damals nicht so gefielen, eine Form – man könnte sagen politischer Ausübung von sozialer Macht. Was meine ich denn damit konkret: Parteien spielten eine Riesenrolle, z.B. das wissenschaftliche Belohnungssystem, das funktioniert mit politischen Interventionsmöglichkeiten, das war nicht ganz direkt und nicht sehr grob, aber es war schon da. Man hatte den Eindruck, zum Beispiel um eine Position zu bekommen, musste man im Wissenschaftsministerium jahrelang anti-chambrieren. Ich fand das nicht so gut, ich hatte eine sehr objektivistische Wissenschaftsvorstellung und das gefiel mir nicht. Es war eine Beziehungsgesellschaft, man musste jemanden kennen, oder es wurde wahrgenommen als ob es notwendig sei jemanden zu kennen um irgendetwas zu tun, etwas zu erreichen. Also was heute so populär ist – der Netzwerkbegriff – obwohl er nicht das fasst was da im Spiel war, könnte man darauf anwenden. Diese Wichtigkeit vor allem von parteipolitischen Beziehungen, die hat sehr, sehr viel durchdrungen. Man hatte interlocking circles würde man dies auf Englisch nennen, immer noch, kulturelle und politische Eliten miteinander relativ stark verflochten und sich kennend, miteinander sprechend, einen kleinen Kreis bildend. Es ist nicht immer die ganze Stadt gemeint, aber die Währung dieser ganzen Angelegenheit waren Beziehungen, war das Kennen, die Schnittstelle zur Wissenschaft war das was ich an der Wissenschaft die „professionelle Ebene“ nennen würde, der professionelle Aspekt, nicht der epistemische Aspekt. Ich hatte nicht den Eindruck, dass die Politik in die tatsächliche Durchführung von Studien eingreift, aber auf der professionellen Ebene, wenn es um Karrieren ging, wenn es um Berufungen ging und so weiter, da war das schon der Fall und das war für mich die professionelle Ebene.

Wen hat man beobachtet? Sowohl an der Universität, als auch am Institut für Höhere Studien, hatte ich immer den Eindruck man beobachtet die Politik. Später habe ich festgestellt, dass Wissenschaftler eigentlich Wissenschaft beobachten sollen und andere Wissenschaftler beobachten müssen und das auch tun. Das zumindest geschieht in den USA sehr deutlich, aber

das war nicht so der Fall zu dem Zeitpunkt als ich in Österreich war. Mit Politik meine ich die Politik der damaligen Studierendengeneration, die versuchte Änderungen zu bewirken, die hat natürlich auch Einfluss genommen und Dinge verändert. Natürlich gab es auch, das was sie alle kennen werden, und wahrscheinlich heute noch der Fall ist, eine Unterproduktion von Stellen. Warum sage ich nicht Überproduktion von qualifizierten Personen, sondern Unterproduktion? Weil, wenn man das mit anderen Ländern vergleicht, dann gibt es vermutlich heute noch, aber eventuell werden sie mich korrigieren, zu wenig Stellen, die diese Relation zu Studierenden usw. herstellen. Eine Konsequenz der ganzen Angelegenheit war etwas, was ich auch erst nachträglich voll verstanden habe, eine Art Trennung von Agency and Structure um es mit einem Giddens'schen Konzept auszudrücken. Das passt in gewisser Weise recht gut. Ich fand, dass ich damals in Österreich mit sehr vielen Akteuren konfrontiert war, die international – entschuldigen Sie mich, wenn ich mich so ausdrücke – voll wettbewerbsfähig waren, die mich ausgebildet haben, in einer Weise, sodass ich dann wettbewerbsfähig war. Es ging nicht um die Personen, es waren die Strukturen, die ein gewisses Problem bereiteten. Auf der Personenebene hatte ich überhaupt nicht den Eindruck, dass das passiert, was ich jetzt nennen werde – Selbstprovinzialisierung – das war nicht der Fall. Was meine ich mit „Selbstprovinzialisierung“ ein weiteres Ergebnis der Situation in Österreich glaube ich. Ich meine, dass in den Forschungsarbeiten, die ich selbst durchführte, die auch andere durchführten, die ich kannte, relativ viel Anwendungsorientierung war. Das ist ja an sich nichts Verkehrtes, es gab das Motto der sozialen Relevanz, es gab einen sozialdemokratischen Staat, der glaubt an Staatsinterventionismus, und finanzierte Studien zum damaligen Zeitpunkt, relativ ausgiebig finanzierte Studien, die irgendein österreichisches Problemchen in den Griff nehmen sollten, oder auch ein größeres Problem untersuchten sollten, was der Staat auch als Problem auffasste. Natürlich hatte der Staat die Ergebnisse – jedenfalls zum damaligen Zeitpunkt – nie umgesetzt, wenn er sie überhaupt angesehen hat, das war ja wohl nicht die Absicht, aber auf jeden Fall hat man es finanziert. Das hat aber dazu geführt, dass das Ergebnis dieser Untersuchungen, die technisch oft riesig kompetent waren, nicht veröffentlicht wurde, jedenfalls nicht im internationalen Raum, sondern veröffentlicht wurde als Forschungsbericht. Dann kam auch schon das nächste Projekt, man kam gar nicht dazu und es hing auch nichts davon ab, es hing absolut nichts davon ab, dass man international veröffentlichte. Das geht natürlich nicht, wenn man kein Feedback Loop hat, dann geschieht das auch nicht, warum auch. Wissenschaftler – auch ich – sind zufrieden, wenn sie glauben, dass sie die Sache verstanden haben, ob man dann veröffentlicht oder nicht ist eine andere Frage. Das ist aber doch eine – Selbstprovinzialisierung – die nicht notwendig ist, man müsste das nicht so machen, aber es schien mir der Fall. Ich hoffe, wir haben dann ein bisschen Zeit zur Diskussion und sie werden mich in diesen Beobachtungen auch korrigieren.

Der Weg hinaus in die Internationalität war das Institut für Höhere Studien damals für uns Studierende. Da konnte man in der Tat externe Perspektiven absorbieren, die viel analytischer waren, die auch in einer anderen Sprache stattfanden. Mit analytisch meine ich nicht, nicht of-

fensichtlich nationalstaatlich, nicht an eine bestimmte Sprachgemeinschaft und Sprachtradition gebunden. Das Institut war linked in – würde man das heute nennen – mit der globalen Soziologie. Interessant war auch, wenn man einmal am IHS war, dann blickte man sozusagen auf den Rest der österreichischen Soziologie zurück, man war schon einen halben Schritt außen, und zwar deshalb, weil man ununterbrochen mit externen Besuchern, Professoren aus anderen Ländern konfrontiert wurde, die das vermittelt haben. Dann hatte man sich im Cafe nebenan getroffen und mit denen Abende lang diskutiert, man war einen Schritt entrückt. Man war schon auf halbem Weg. Es hat natürlich nicht bei jedem dazu geführt sich auch von Österreich zu verabschieden, aber mich hat es dazu geführt. Mein erster Schritt war eigentlich nach Berkeley für ein Jahr mit einem Ford Foundation Stipendium des Instituts für Höhere Studien zu gehen und es hat mich selber einige Zeit gekostet, zu verstehen – und ich weiß nicht, ob ich es heute tue – warum ich Berkeley als solche Befreiung empfunden habe. Im Grunde hat mich ja nichts in Österreich gezwungen, mich nichts dort gehalten, das in irgendeiner Weise verhindert hätte, dass ich ins Ausland gehe. Trotzdem habe ich es als Befreiung empfunden. Ich glaube es war die Befreiung von einer Form der Sozialität, der ständigen sozialen Kontrolle durch Andere im öffentlichen Raum, das fand ich damals nicht so gut. In Berkeley war das abgelöst durch Individualisierung. Ich hatte den Eindruck, man hätte in Berkeley mit einem Pferd verheiratet sein können, und niemand hätte dies beachtet.

Ich will jetzt nicht auf Berkeley weiter eingehen, das würde zu weit führen, sondern auf Deutschland zu sprechen kommen. In Deutschland hatte man diese Selbstprovinzialisierung nicht, zumindest ich habe sie nicht gesehen. Aber es gab schon einen gewissen Internalismus, könnte man das nennen und das will ich ein bisschen besprechen. Zunächst einmal die Anwendungsorientierung, die ich in Österreich sah, die war nicht da. Es war das Gegenteil, dass man eine relativ starke Theorieorientierung hatte – wobei Theorie in Deutschland überwiegend etwas sehr Spezifisches meint, nämlich theoretische Exegese, 100 Jahre Max Weber und nun noch 100 Jahre Luhmann-Exegese, das ist nicht die amerikanische Theorie, amerikanisch ist mehr theoretische Soziologie, d.h. Theorie bezogen auf bestimmte Forschungsfragen. Also die Anwendungsorientierung ist sicherlich nicht da, aber der Internalismus ist und war da in Deutschland. Das bedeutet Publikationsstrategien sind vorzugsweise intern. Deutschland hat auch eine riesige interne Umwelt, im Vergleich zu Österreich, und daher ist auch genug Platz und genug Rezeption vorhanden. Man muss nicht nach außen gehen, Österreich hat das – wie die Schweiz – notwendiger, Deutschland hat das nicht so notwendig. Also man publiziert vorwiegend im deutschsprachigen Raum. Man hat sehr schwache, wenn überhaupt, Reviewverfahren, das ist natürlich nicht gut im internationalen Raum. Wenn man überhaupt Universitätsverlage hat, dann sind sie meistens kleine Unternehmen von irgendwelchen Laiendruckern, sie sind keine Gatekeepers der Forschungsqualität. Es gibt Universitätsverlage im amerikanischen Raum, die haben diese Gatekeeper-Rolle, die haben sehr starke Reviewverfahren und können sehr viel ausschließen. Deutschland ist auch ein großer Sprachraum. Obwohl selbst Germanistikprofes-

soren, wenn sie Rektor einer Universität sind, dann sagen, bitte der Zug ist abgefahren, ihr müsst Englisch lernen und können und auf Englisch publizieren. Das ist ja schon eine Leistung, wenn ein Germanistikprofessor das sagt, aber es funktioniert nicht. Es funktioniert nicht auf der Studierendenebene – die nicht gut genug vorgebildet sind und natürlich lieber Deutsch reden und hören – und es funktioniert auch nicht bei den Fachkollegen. Die internationale Anbindung ist in Deutschland in Spezialgebieten relativ gut, z.B. Mannheimer Schule mit ihren quantitativen Studien, Ethnomethodologie, die in Konstanz angesiedelt war, die waren immer verbunden mit Kalifornien und Los Angeles – die ist vorhanden, aber der Besuch von einem Aspekt der Wissenskultur einer Wissenschaft, der ja auch sehr wichtig ist, von internationalen Konferenzen im Ausland, insbesondere dem American Sociological Meeting der American Sociological Association, der ist sehr, sehr wichtig für internationale Anbindung, der findet auch kaum statt, und das ist natürlich ein Internationalisierungsproblem, wenn man das so macht und so sieht. Auf der politischen Ebene gibt es in Deutschland sehr viel mehr Distanzierung, es ist ein sehr viel größerer Staat und nicht auf ein Zentrum konzentriert, es gibt daher nicht diese interlocking-circles, die ja nur dann stattfinden konnten, wenn man wie in Frankreich Paris oder in Österreich ein Zentrum wie Wien hat.

Überdies ist in Deutschland die Regulierung der Universität sozusagen eine Reformaufgabe der Politik. Das hat auch zu tun mit der Profilierung von Wissenschaftsministern. Universität das ist ja Ländersache in Deutschland, und in den einzelnen Ländern macht es jeder Wissenschaftsminister wieder zu seiner Aufgabe, die vorherige Reform nochmals zu reformieren, und die Universität seufzt, nimmt das an, macht dann irgendwas und wartet auf die nächste Reform. Das ist auch eine Form von Organisationspolitik. Es ist aber organisationssoziologisch interessant: Wie kommt ein Staat eigentlich dazu, die Interna einer Organisation wie der Universität bis ins Detail zu regulieren? Wir hatten zwei Bände, ich lüge nicht – zwei Bände Universitätsgesetz, das unser Fakultätsverwalter Herr Lüke immer in die Fachbereichssitzungen mitbrachte, damit man in der Sitzung noch nachschauen konnte, was muss man hier eigentlich tun, was ist hier vorgegeben. Das Universitätsgesetz war auch ein Objekt im Alltag, ein schweres, das musste man an der Seite haben. In Deutschland hat man ja nicht die österreichische Einstellung zur Regulierung und zu Regeln. Österreich hat immer noch eine gewisse Distanz zu Regeln, glaube ich, man muss sie sehen „with a grain of salt“. Wittgenstein hat den Spielraum den Regeln lassen ja auch konzeptuell herausgearbeitet, und das kann man im Alltag umsetzen, in Deutschland musste das durchbuchstabiert werden und daher ist auch im Alltag der Universität das Universitätsgesetz, dass sich ständig ändert, ein Aspekt von fast allen Entscheidungen.

Ich glaube der für mich schlimmste Aspekt in Deutschland, ist die Gremien-Universität – die aus der Reform aus den 60er Jahren hervorging. Die Universität wurde als imaginierte Klassengesellschaft gesehen mit drei Klassen. Ich sage imaginiert, weil ich aus anderen Kulturen weiß, dass es nicht so sein muss. Es ist keine naturgewachsene Angelegenheit. Es gibt die ontologische Annahme von Statusgruppen die Interessensgruppen sind und strukturelle Konflikte

miteinander haben und der Staat hat dann die Aufgabe, dafür zu sorgen, dass diese Konflikte ausgeglichen werden, dass es Interessensvertretungen gibt, dass es geordnete und nicht ungeordnete Dominanz, sondern geordnete Einflussnahme gibt, und das wird durch das Universitätsgesetz gesichert. Es ist wiederum auch Staatsaufgabe, sicherzustellen, dass Mitbestimmung, Mitspracherecht stattfindet, dass das alles auf eine Ebene der Demokratie gehoben wird. Sodass wir eine Universität mit quasi parlamentarischen oppositionellen Gruppen und Gremien hatten, innerhalb derer wir operiert haben. Das hat natürlich Konsequenzen, erstens – und ich würde hier wirklich dabei bleiben, dass es eine Obstruktion einer Kategorisierung, die Gruppierungen auferlegt wird, die sie dann zum Teil auch annehmen, die sich selbst so sehen und die dann eine Politik der Statusgruppenkonfrontation als kognitive und diskursive Beschäftigung durchführen und diese Inszenierung, hat nicht nur dazu geführt, dass Entscheidungen zwischen diesen Gruppen ausgehandelt wurden, sondern dass man sich nicht mit ihnen identifizierte. Wir haben jede Fachgruppensitzung verlassen, jeder hat den Kopf geschüttelt, was wir jetzt wieder entschieden haben, und doch waren es unsere Entscheidungen, niemand anders war darin gesessen, aber man hatte Vertrauen aus dem System heraus definiert. Wenn man das Vertrauen aus einem sozialen System herausnimmt, mit dieser imaginierten Klassengesellschaftskonzeption, dann tun sie diesem System nichts Gutes an.

Wir schauen uns jetzt noch die Vereinigten Staaten an. In den Vereinigten Staaten, das ist eine sehr weitreichende Universitätslandschaft. Ich muss und will mich aber konzentrieren auf das was dort Research University heißt, Forschungsuniversität, das sind eigentlich die Top-Universitäten. Ich kann nur das wirklich machen, weil ich an einer solchen bin, das ist eigentlich die Humboldt Universität, aber übernommen von den Vereinigten Staaten. Diese Universitäten können sowohl privat und öffentlich sein, es sind meist nicht mehr als die Top 15 oder 20 Unis. Sie haben bestimmte Konstellationen, die nicht uninteressant sind im Vergleich zu Deutschland und Österreich – zum Beispiel Wettbewerb. Zwischen diesen Universitäten besteht ein massiver Wettbewerb. Man beobachtet die anderen Mitspieler und man nimmt dies als eigene Aufgabe an, sich ständig neu zu erfinden um in diesem Wettbewerb zu reüssieren und versucht dies auch zu leisten. Ich beobachte indirekt immer wieder z.B. Chicago, Havard, Yale, was machen die, wie groß sind die Admission – Packages, wen haben Sie rekrutiert?, wie können wir da im Spiel bleiben ohne Probleme zu kriegen? Es gibt sehr viele Feedback-Loops, und wenn sie in dieser Wettbewerbssituation länger nicht reüssieren, dann bleiben ihnen die guten Studierenden weg. Alle möglichen Dinge sind daran gebunden, dass man in diesem Wettbewerb reüssiert, auch Finanzierung natürlich, dass man sich darauf beziehen kann, und sagen kann man ist top. Man ist in den ersten fünf oder in den ersten zehn, aber noch nicht viel weiter. Es gibt eine sehr starke Reflexibilität im Sinne von koordinierter und organisierter Datensammlung, der Anstellung von Statistikern usw., die die eigene Universität beobachten im Vergleich, die Daten nehmen und zusammenführen, die messen, wer kommt zu uns, von welchen anderen Universitäten kommen sie, wie sehen die Studierenden aus, welche Qualitäten haben sie, wo gehen sie nachher hin,

mit welchem Grad schließen sie ab, was zahlen sie dafür etc. Es gibt dafür sehr stark ausgebaute Einheiten in den Universitäten, die sich darum kümmern. Auf der Studierendenebene ist eine Intensität und ein Studien-Engagement vorhanden, das mir in Deutschland zumindest auf der Studierendenebene schon oft – in der Soziologie – man muss immer sagen es sind auch Fächerkulturen – sehr gefehlt hat. Amerikanische Studierende in meinen Kursen lesen hundert Seiten pro Woche, deutsche Studierende – selbst in Konstanz, das besser war als Bielefeldt – hatten wahrscheinlich nichts gelesen. Fünf Jahre nichts lesen, dann kommt etwas anderes heraus. Diese Intensität und das Engagement der Studierenden hat natürlich mit einer ganzen Reihe anderer Dinge zu tun.

Aber vielleicht gehe ich zuerst darauf ein, dass in dieser Forschungsuniversität nicht die Annahme einer imaginierten Klassengesellschaft besteht, sondern die Annahme einer Interessenseinheit. Diese Einheit wird in Rhetorik, in Universitätspolitik, in der Admission, d.h. der Studierendenaufnahmepolitik, in der Lehre, selbst im Professionalisierungstraining, in den Belohnungssystemen, versucht und hergestellt. Natürlich ist diese Einheit auch nicht automatisch, daran muss gearbeitet werden, aber man versucht sie herzustellen. Dies ist wieder organisationssoziologisch interessant. Sie wissen ja aus der Organisationssoziologie, dass in Organisationen in der Regel die Ziele der Leitung und die Ziele der Mitarbeiter und die Ziele von Gruppierungen abweichen können. Das versucht man hier zu verhindern. Ziele im Hinblick auf die Stellung in diesem Wettbewerb und die Leistungen in diesem Wettbewerb. Man hat eine fast vollständige Individualisierung, man hat keine Gruppen, die sich gegenüberstehen, sondern Individuen, die entscheiden. Es gibt also keine Statusgruppenunterschiede, aber es gibt ein paar Regeln z.B. Mitarbeiter ohne Tenure, die noch keine lebenslange Position haben, können nicht mitentscheiden bei Tenure-Entscheidungen, das macht ja auch einen gewissen Sinn. Eine andere Regel ist die, dass nur volle Mitglieder eines Departments entscheiden können z.B. über Dissertationen und andere Departmentangelegenheiten. Sie müssen in ein Department aufgenommen sein, es ist egal auf welcher Ebene, auch als Assistenzprofessor entscheiden sie mit. Man hat auch – glaube ich – anstatt dieser Gruppen-Klassen-Annahme Prozessannahmen, die Vorstellung einer epistemischen und professionellen Entwicklung von Faculty Mitgliedern vom Assistenz-Professor zum Full-Professor und man erzeugt die Entwicklung wiederum in einem Prozess – z.B. gibt man Hilfestellung durch Mentorshipprogramme – nicht für Studierende, sondern für Fachbereichsmitglieder, durch bestimmte Sequenzierung der Aufgaben, man nimmt zuerst an diesem Committee teil und dann an jenem, dann irgendwann wird man Graduated Studies Director, irgendwann wird man Department Chair, und dass ist auch Teil des Belohnungssystems.

Die Forschungsuniversität, um auf die Studierenden zurückzukommen, ist hochgradig selektiv, wer aufgenommen wird – das sind sehr wenige Leute natürlich. Wir nehmen jedes Jahr 10 oder 12 Studierende in unser Graduierten Programm in Chicago auf. In diesem Programm lernen sie wieder forschen, sie schreiben Forschungspapiere praktisch vom Tag 1 an, sie schrei-

ben kleine und größere Forschungsanträge vom zweiten Jahr an. Das ganze dauert sechs bis acht Jahre in der Regel und nicht zwei Jahre. Sie machen Teaching-Assistentships und sie machen ihre eigenen Lehrveranstaltungen als Teil der Ausbildung. Es gibt ständig Preise und Distinktionen, wiederum Hervorhebungen, die die Leute motivieren sollen, aber sie haben auch volle Finanzierung in der Regel für fünf bis sechs Jahre. Fünf Jahre auf jeden Fall, ein Jahr dann noch optional, abhängig von ihren Leistungen. Was bei amerikanischen Forschungsuniversitäten nicht uninteressant ist, dass die Preisstellung der Kosten für Studierende eine interessante Aufgabe ist, die wir in der Regel falsch einschätzen. Wir denken meistens, na ja, bei denen muss man 50.000 Dollar pro Jahr Admission bezahlen und man kommt rein. Erstens kommt man da nicht nach der Bezahlung rein, sondern nach Qualitätskriterien, das haben die nicht notwendig, sich das zahlen zu lassen, aber diese 50.000 Dollar das ist der Top Preis, den manche Leute zahlen, was aber dahinter steckt sind ganz andere Überlegungen z.B. der Studierendenkörper – wie die Studierenden zusammengesetzt sind, ist für die Forschungsuniversität ein integraler Bestandteil ihrer Attraktivität. Sie versucht nicht Studierende aus der Upper Class mit sehr viel Einkommen und nur solche zu haben, da würde sie nicht lange überleben, da würde sie nicht mehr attraktiv sein. Sie versucht eine gewisse Diversität zu erzeugen, und das nennt man im Admission Prozess „Shaping of the Student Body“. Dabei gilt allerdings, je höher die Admission ist, je höher die Tuition ist, die Kosten sind, desto höher ist die Reichweite der Teilnahme an dem System, desto mehr Rekrutierungsoptionen hat die Universität. Das heißt, dass nicht alle den gleichen Preis bezahlen, sondern dass es Dutzende verschiedener Preise für diesen Studierendenkörper gibt, die bezahlt werden sollen. Die Diversität des Studierendenkörpers selbst ist eine enorme Aufgabe. Die Toppreiszahlenden – das gibt es natürlich – finanzieren in der Regel die, die weniger zahlen können oder sollen und viele die nichts zahlen mit. Kostengünstige Fächer wie Englisch finanzieren das Ingenieurwesen mit, das muss man auch hier mit einbeziehen. Die Preisrange ist an das Elterneinkommen angepasst. Man versucht Preise zu haben, bei denen Eltern nicht mehr als 10 Prozent des Einkommens für das Studieren ihrer Kinder zahlen müssen. Wenn die Eltern natürlich sehr viel verdienen, dann können sie natürlich auch viel mehr zahlen, es sind immer noch nur 10 Prozent. Wenn Eltern Verdienste unter 65.000 Dollar haben oder unter 125.000 Dollar in manchen Unis wie Stanford, dann zahlen die Studierenden überhaupt nichts. Die haben also einen bunten Fächer von Preislagen, die die Universitäten nicht öffentlich machen, mit denen sie aber operieren, um diesen Studierendenkörper zu formen und zu rekrutieren.

Ich habe jetzt noch ein paar Statistiken. Eine Research Universität kann sowohl öffentlich als auch privat sein. Meistens haben die öffentlichen geringere Tuition als die privaten wie Princeton und Chicago, und es gibt andere Preise für out of state oder in state Studierende. Die privaten Universitäten rekrutieren mehr Studierende aus anderen Ländern. Der Anteil von Graduate Studierenden zu Undergraduate Studierenden ist verschieden. Die Beziehung zwischen Studierenden und Fakultätsmitgliedern ist anders, eins zu zwanzig bei öffentlichen Universitäten.

ten wie Berkeley, versus eins zu sechs z.B. bei privaten wie Chicago. Man muss auch sehen, das mag man vielleicht auch nicht für gut halten, dass die 10 Top Departments z.B. in der Anthropologie – man muss das fächerweise machen – 60 Prozent der Fakultätsmitglieder der anderen Unis der zehn Top Departments stellen. In Chicago ist Anthropologie an Platz 1 rangiert in den USA, die stellen 60 Prozent der Fakultätsmitglieder der anderen Universitäten in diesem inneren Zirkel. Die vier höchstrangierenden Departments – bei denen kommen 71 Prozent aus der Top Universität, das ist ein also stark geschlossener Markt, wenn man es mit einem Markt vergleichen will, wo die zehn Besten rekrutieren und Stellen dafür herstellen usw.

Hier sind noch andere Statistiken weil in diesem System natürlich viel von Geldern und von Kosten abhängt. Billionen würden auf Deutsch Milliarden sein, aber immerhin also in Chicago ist das Budget 3,52 Milliarden Dollar jährlich; 89 Nobelpreisträger. In Harvard 4,2 Milliarden jährlich, 47 Nobelpreisträger – das ist schön nicht, dass Chicago mehr hat. An der Universität Wien und an der Universität Bielefeld ist die Finanzierung natürlich sehr viel geringer. Die Studierendenzahlen sind sehr oft höher, das sehen sie hier ja, dass das auch eine Rolle spielen muss.

Meine letzten Punkte sind: ein paar Fragen zur Zukunft und auch zu internationalen Verflechtungen über die ich indirekt schon was gesagt habe. Bei den USA habe ich es nicht gesagt, die Rekrutierung für Universitäten für die Top Forschungsuniversitäten die ist global. Wir haben – glaube ich – mehr Studierende aus Ostasien, als aus den USA. Das ist vielleicht ähnlich hier an der Universität Innsbruck mit anderen Rekrutierungsherkünften. Ich glaube, dass sich der US Typ der Forschungsuniversität nicht schnell erübrigen, sondern dass er weiterhin am Leben bleiben wird, und vielleicht auch blühen und gedeihen wird. Ich weise auf ein paar Beispiele im europäischen Raum hin. Die ETH Zürich und was ich nun hörte, vielleicht auch die Universität Innsbruck sind entweder auf dem Weg dazu oder bereits da, sind bereits solche Forschungsuniversitäten. Mit sehr vielen Fakultätsmitgliedern aus dem Ausland, aber auch mit sehr viel Studierenden aus dem Ausland und mit internationalen Publikationen. Was auch international interessant ist, ist eine gewisse Arbeitsteilung, z.B. in manchen Bereichen von China und Taiwan bildet man Undergraduate im eigenen Land aus, schickt diese aber für die Graduierten Ausbildung nach Europa, England und in die USA. Man macht also die Graduierten Ausbildung, die PhD Ausbildung nicht im eigenen Land, auch das ist eine Option. Was man darüber hinaus im Auge behalten muss, ist die zunehmende Differenzierung, es ist im Moment so, dass auch in Deutschland bereits Privatuniversitäten vorhanden sind, und manche davon sind gar nicht schlecht z.B. die Zeppelin-Universität hat sehr gute Studierende gegenüber der Universität Konstanz am Bodensee und ist eine Privatuniversität. Frankfurt hat Anteile an einer Privatuniversität. Das wird vermutlich weiter passieren und muss unter Umständen auch passieren, wenn die öffentlichen Gelder nicht da sind. Was sicherlich eine Frage bleibt und auch ein Problem sein kann für eine amerikanische Universität sind Verflechtungen mit der Politik. Insbesondere die Staatsuniversitäten, die ja in Amerika auch von den einzelnen Staaten finanziert werden wie zum Beispiel Berkeley, leiden unter Gelderkürzungen, die wiederum davon abhängen, wie die

Wirtschaftslage dieses Staates aussieht. Sie leiden manchmal unter der Art des politischen Regimes, das am Werk ist und das der Meinung ist, man brauche unter Umständen Wissenschaft überhaupt nicht, oder sollte sie völlig privatisieren. Das ist natürlich eine Ausgangslage, die auch den amerikanischen, oft sehr gut dastehenden Staatsuniversitäten wie Berkeley größere Schwierigkeiten bereiten kann und sie zwingt zu versuchen, die privaten Komponenten zu erhöhen, damit aber auch die Selektivität zu erhöhen. Das Massen-Universitätssystem, das wir in Deutschland hatten und haben, das ist eine politische Wahl, solange diese politische Wahl vorhanden ist, wird die Massenuniversität natürlich immer gewisse Schwierigkeiten haben mit dieser spezialisierten Forschungsuniversität voll mitzuhalten. Aber sie hat andere Vorteile, das darf man nicht ignorieren. Die Massenerziehung in den Vereinigten Staaten ist nicht gut, die ist in Europa besser. Dies kann mit der Massenuniversität – nicht nur – aber auch geleistet werden.

Karin Knorr-Cetina ist seit ihrer Emeritierung in Konstanz 2010 Professorin für Soziologie an der University of Chicago und leitet seit 2015 das Institut für Soziologie. Nach ihrem Doktorat 1971 in Kulturanthropologie mit dem Nebenfach Soziologie an der Universität Wien schloss sie mit einem Post-Doc-Diplom in Soziologie am Institut für Höhere Studien in Wien 1972, wo sie im Anschluss als Assistenz-Professorin bis 1978 arbeitete. Auch der Universität Wien blieb sie bis 1976 als Lektorin am Institut für Soziologie treu. Schon 1976 bis 1977 begann sie ihre intensiven transatlantischen Beziehungen als Ford-Fellow an der University of California in Berkeley. Längere USA Forschungsaufenthalte hatte Knorr-Cetina dann von 1979 bis 1981 als Research (Max Kade) Fellow und Visiting Scientist am Institut für Soziologie der University of Pennsylvania und 1981 bis 1982 als Visiting Associate Professor am Center for the Study of Science and Society der Virginia Polytechnic Institute and State University. 1981 habilitierte Karin Knorr-Cetina in Soziologie an der Universität Bielefeld, an der sie von 1981 bis 1982 als Adjunct Professorin arbeitete. 1982 und 1983 wechselte sie wieder in die USA als Professorin of Sociology and Science in Society an die Wesleyan University in Connecticut. 1983 folgte schließlich der Ruf zurück an die Universität in Bielefeld als Professorin für Soziologie. In der Zeit bis 2001 kehrte Knorr-Cetina zwei Mal in die USA zurück, um ihre transatlantischen Verbindungen aufrechtzuerhalten und zu vertiefen: 1992 bis 1993 als Mitglied der School of Social Science am Institute for Advanced Study in Princeton und 1997 bis 1998 als Visiting Scholar am Institut für Soziologie an der Princeton University. 2001 wechselte Karin Knorr-Cetina als Professorin für Soziologie an die Universität Konstanz. In den darauffolgenden Jahren verbrachte sie wiederum viel Forschungszeit in den USA und war von 2008 bis 2009 Mitglied des Centers for Advanced Studies in the Behavioral Sciences in Stanford und von 2004 bis 2010 Visiting Professor an der University of Chicago.

E-Mail: knorr@uchicago.edu

